

Ein Jahr danach



Nr. 03 / 2017, 52. Jahrgang

contacts

Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe e.V.

Regisseure des eigenen Lebens: Theaterarbeit zum Umgang mit Trauer und Schmerz

Mit GPS und Smartphone-App: Umweltdaten als Hebel zum Recht

Anderen eine Stimme geben: Internationaler Workshop zu Advocacy



Ein Jahr danach

Vor einem Jahr, am 1. Dezember 2016, trat der Friedensvertrag zwischen der kolumbianischen Regierung und den FARC in Kraft. Auseinandersetzungen um Land waren neben der sozialen Ungerechtigkeit wesentliche Auslöser des bewaffneten Konflikts, der Kolumbien seit mehr als 50 Jahren erschüttert.

Er hat mehr als 250.000 Tote und sieben Millionen Binnenflüchtlinge hervorgebracht. Aber auch nach Abschluss des Friedensabkommens und Entwaffnung der FARC, ist der Weg zum Frieden noch weit. Die Konfliktursachen sind noch nicht behoben. Die im Abkommen versprochenen Reformen kommen nur schleppend in Gang.

Eine rasche Umsetzung der in den Friedensverhandlungen beschlossenen Landreform ist erforderlich, um die Lage der Menschen zu verbessern und ein wesentliches Konfliktpotenzial zu entschärfen. Die Verhandlungen mit der zweitgrößten Guerillabewegung „Ejército de Liberación Nacional“ (ELN) sind noch nicht abgeschlossen. Vielerorts treten wieder Paramilitärs auf. Auch Mitglieder der Streitkräfte gehen weiterhin mit Härte vor und scheuen auch vor Menschenrechtsverletzungen nicht zurück.

Die Menschen in Kolumbien stehen vor existenziellen Fragen:

Wie umgehen mit einer gewaltvollen Vergangenheit, die längst noch nicht Geschichte ist?

Wie überleben, wenn die Zukunft ungewiss bleibt? Wie mit Menschen zusammen leben, die zuvor Angst und Schrecken verbreitet haben?

Ohne den Einbezug der Zivilgesellschaft in den Friedensprozess wird in Kolumbien kein Frieden möglich sein.

Insgesamt 33 AGEH-Fachkräfte arbeiten hier bei verschiedenen Partnerorganisationen, 22 davon im Programm Ziviler Friedensdienst (ZFD). Viele von Ihnen begleiten zivilgesellschaftliche Akteure im Friedensprozess in Kolumbien in schwieriger Zeit und leisten auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen Beiträge zur Friedensförderung und Gewaltprävention. Angefangen von der Sozialpastoral, die auf Gemeindeebene arbeitet, bis hin zum Anwaltskollektiv, das bereits seit Jahren auf internationalem Parkett tätig ist. Zu den Schwerpunkten des ZFD der AGEH in Kolumbien gehören das Engagement für Versöhnung und Advocacy.

Über Beispiele aus beiden Bereichen, die den Friedensprozess unterstützen, berichten wir hier. So z.B. darüber, wie die Diözese Cucúta mit der Methode des Partizipativen Theaters gesellschaftlichen Wandel unterstützt oder wie die Sozialpastoral der Diözese Cali Gemeinden dabei fördert, Binnenvertriebene zu integrieren. Und wir berichten über den Aufbau eines Projektes in Granada, das Jugendliche und junge Erwachsene dabei helfen möchte, Strategien zur politischen Einflussnahme zu entwickeln und umzusetzen. ZFD-Fachkräfte können durch ihren Blick von außen für die Arbeit der Partnerorganisationen oft wertvolle Impulse geben. Als Brückenbauer stärken sie die internationale Vernetzung ihrer Partner und durch ihr Mitleben vor Ort wird für die Partner Solidarität konkret erfahrbar.

Wir wünschen eine interessante Lektüre und ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest.

Katharina Engels
Chefredakteurin von contacts

Inhalt



12 Welche Anliegen haben Jugendliche für den Friedensprozess in Kolumbien? Und wie können Sie ihre Wünsche in Politik und Gesellschaft einbringen? Die Sozialpastoral in der Diözese Granada entwickelt dazu ein Projekt und Fachkraft Markus Ciesielski knüpft die ersten Kontakte dafür.



18 Die kolumbianische Verfassung sichert kleinbäuerlichen und indigenen Gemeinden das Recht auf eine gesunde Umwelt zu. Damit das auch umgesetzt wird, hat das Anwaltskollektiv CAJAR dazu nun zwei Pilotprojekte durchgeführt. Das Umweltmonitoring-Komitee von Inda Guacaray hat dabei mit Hilfe der Erhebung und Veröffentlichung von Umweltdaten die Einhaltung von Umweltnormen und -Kontrollen eingefordert.



20 Beim Internationalen Workshop zu Advocacy-Arbeit kamen Ende August in Bonn 38 Fachkräfte und Vertreter/-innen von Partnerorganisationen zusammen. Es gab einen lebendigen Austausch und Lernprozess an zahlreichen Beispielen aus der Praxis.

Thema

- 4** **Regisseure des eigenen Lebens**
Theaterarbeit zum Umgang mit Trauer und Schmerz
(Tobias Käufer)
- 12** **Die Zukunft gestalten**
Erste Schritte beim Aufbau einer Einrichtung für politische Jugendarbeit in Granada/Kolumbien
(Tobias Käufer)
- 14** **Wovon spricht man, wenn man „Frieden“ sagt**
Durch kritische Fragen eine Kultur des friedlichen Miteinander stärken
(Anselm Kanwischer)
- 16** **Mit GPS und Smartphone-App**
Umweltdaten als Hebel zum Recht
(Sören Ronge)

Horizonte

- 19** **Anderen eine Stimme geben**
Internationaler Workshop zu Advocacy-Arbeit (Selina Haderline)

Porträt

- 22** **Die Ideen-Werkstatt von Heike Teufel in Cusco**
(Sandra Weiss)

24 Personalia

25 Stellenanzeigen

Kompakt

- 26** **Fachforum zur Sicherheit in internationalen Freiwilligendiensten**
- 26** **Voneinander Lernen – Fachaustausch des Zivilen Friedensdienst**
- 27** **Auf der Suche nach kreativen Methoden in der Advocacy Arbeit**



Regisseure des eigenen Lebens

Theaterarbeit zum Umgang mit Trauer und Schmerz



Nach fünf Jahrzehnten Bürgerkrieg ist der Friedensprozess in Kolumbien mühsame Arbeit. Niemand weiß das besser, als die vielen Opfer von Vertreibung und Gewalt. Die Sozialpastoral der Diözese Cúcuta hat ein Theaterprojekt ins Leben gerufen, das ihnen helfen soll, das Erlebte zu verarbeiten und ihre Leben wieder selbst zu gestalten. ZFD-Fachkraft Utz Ebertz unterstützt das Projekt und hatte im November den Regisseur und Therapeut Héctor Aristizabal als Trainer für einen besonderen Workshop eingeladen.



Will den Menschen, die unter der Gewalt in Kolumbien gelitten haben, wieder eine Stimme geben. Héctor Aristizabal ist Schauspieler, Regisseur und Therapeut



„Ein Schauspieler ist Akteur der Handlung. Das will ich vermitteln, dass die Teilnehmer der Gruppe wieder mehr zu Akteuren des eigenen Lebens werden, wieder selbst Entscheidungen treffen, als sich vom Leben treiben zu lassen. Es ist immer wieder erstaunlich zu sehen, wie schnell eine Bühne, ein paar Gesten, ein kleines Stück die Menschen öffnet und freier werden lässt.“

Héctor Aristizabal,
Schauspieler und Regisseur

Héctor lässt schreien, tanzen, lachen und weinen. Und Héctor lässt erzählen. Héctor Aristizabal (59), geboren in Medellín, gefoltert von der kolumbianischen Armee, geflohen in die USA, ist Schauspieler, Regisseur und Therapeut. Ein Künstler, der die unfassbare Gewalt des bewaffneten Konfliktes in Kolumbien greifbar macht. Weil er sie am eigenen Leib hat erleiden müssen.

Es ist Donnerstagnachmittag. In dem schlichten Raum der Pfarrei San Antonio de Padua kämpfen ein paar Ventilatoren mit der Mittagshitze im kolumbianischen Cúcuta. Die Stadt an der Grenze zu Venezuela gilt als so etwas wie Klein-Kolumbien. Hier haben sich paramilitärische Gruppen mit Guerilla-Einheiten schwere Gefechte geliefert. Die Gewalt hat Menschen aus ihrer Heimat vertrieben, ihnen Obdach, Familie und Hoffnung genommen. Und sie schweigend gemacht. Héctor Aristizabal ist auf Einladung der Sozialpastoral der Diözese Cúcuta für einen zweitägigen Workshop hier und will ihnen wieder eine Stimme geben.

Schweigen und Verständnis

Jeder der rund 20 Laien-Schauspieler, die an diesem Tag in den Pfarrraum gekommen sind, hat seine eigene Leidensgeschichte, sein eigenes schreckliches Kriegserlebnis. Deswegen erzählt Héctor aus seinem eigenen Leben: „Die Armee hat mich festgenommen, weil ich als kleiner Junge Fidel Castro einen Brief schrieb. Ich hatte schon alles vergessen, da kam die Armee und hat mich gefoltert. Ich habe nur überlebt, weil in dieser Woche internationale Beobachter wegen der Präsidentschaftswahlen im Land waren. Deswegen kam ich frei.“ Seinen Bruder töteten die Paramilitärs, weil sie für ihn einen Kommunisten hielten. Schweigen im Raum. Und Verständnis. Denn jeder hat irgendwie in der eigenen Familie oder in der Nachbarschaft die gleichen Erfahrungen gemacht. Nur wie damit umgehen. Die meisten schweigen.

„Mein Ehemann ist vor den bewaffneten Banden aus seinem Haus vertrieben worden“, sagt Kursteilnehmerin Marcela Conteras (28). „Wir haben darüber nie öffentlich geredet.“ Die junge Frau mit den dunkelbraunen Haaren ist seit Mai dabei. Erfahren hat sie von der Theatergruppe der Sozialpastoral bei einem Projekt das „Historische Erinnerung“ heißt und in einem Stadtviertel Cúcutas angeboten wurde. „Ein Deutscher arbeitet mit Opfern von Gewalt und Krieg“, hieß es damals, erinnert sie sich. Der Deutsche, das ist Utz Ebertz, Fachkraft im Zivilen Friedensdienst der AGEH, Schauspieler und Politologe. „Das Projekt der Sozialpastoral der Diözese ist darauf angelegt, den Menschen, die im Konflikt Schreckliches erlebt haben, wieder



Raus aus dem Gefängnis der eigenen Gefühle kommen die Workshopteilnehmer beim Theaterspiel

Durch das Theaterspiel gelingt es Marcela Conteras (links) über ihr Schicksal zu sprechen. Ramona Lopez (rechts) mischt sich ein, hört zu.





Utz Ebertz im Gespräch mit einer Teilnehmerin

eine Perspektive aufzuzeigen", erklärt Ebertz. Oder wie Héctor es ausdrückt: „Sie sollen wieder zu Regisseuren ihres eigenen Lebens werden.“

Reden und Zuhören

Wie das geht, zeigt der fast zwei Meter große Hüne wenig später im Zusammenspiel mit Héctor. Als Requisite dienen einfache Stühle, ein Tisch und ein Regenschirm. Der Rest ist Vorstellung oder eben selbst Erlebtes und Erlittenes. Die Teilnehmer spielen Konfliktsituationen nach. Eine Familie sitzt beim Abendbrot, als plötzlich ein bewaffneter Kämpfer im Raum steht. Der Regenschirm dient als Gewehrsatz. Die Spitze des Schirms bohrt sich leicht in den Rücken des Familienvaters, der gerade noch mit der Tochter spielte. Es ist still im

Pfarrraum, fast alle haben hier Ähnliches in ihrem eigenen Leben erlebt. Schauspiel und Realität, Erinnerungen und Fiktionen vermischen sich. Bei einigen, wie Marcela, fließen Tränen. So in etwa muss es gewesen sein, als ihr Mann aus seinem eigenen Haus vertrieben wurde.

Doch der Krieg ist vorbei. Solche Szenen, so hoffen es zumindest die Menschen in Cúcuta, werden sich in Zukunft nicht mehr wiederholen. „Die Menschen müssen erst einmal lernen sich wieder zu vertrauen.“

Ohne Vertrauen wird es keinen Frieden geben“, sagt Cúcutas Bischof Victor Manuel Ochoa Cadavid, der das Projekt aktiv unterstützt. „Wir müssen uns wieder näherkommen.“

Das ist schwer nach fünf Jahrzehnten Bürgerkrieg. Wir müssen miteinander

Schauspiel und Realität vermischen sich in dieser Szene





Ramona Lopez (Mitte) will erzählen, was sie erlebt hat

reden, über das was wir erlebt haben. Wir müssen dem Anderen wieder zuhören.“ Der Friedensprozess ist mühsame Arbeit.

„Ich habe hier gelernt, dass ich wieder eine Stimme habe. Ich habe die Angst verloren, über mein Schicksal zu sprechen“, sagt Marcela. Dabei habe sie sich früher nie für das Theater interessiert. „Es hat mir nicht gelegen, mich öffentlich zu präsentieren.“ Nun steht sie selbst auf der Bühne. In einer der Szenen, die Héctor und Utz vorbereiten und die von den Laien-Schauspielern dann mit Leben erfüllt wird. Wieder geht es um den Krieg, um Verlust und Schmerz. Im Zentrum sitzt eine alte Frau, die sich an einem imaginären Fotoalbum und den blassen Fotos darin festhält, während draußen das Leben weitergeht. „Weitergehen muss“, sagt Héctor. Und wieder fließen Tränen, denn fast alle haben in diesem Raum einen Angehörigen im Bürgerkrieg verloren. In fast jedem kolumbianischen Haushalt sitzt eine Mutter, ein Vater, ein Bruder oder eine Schwester, ein Sohn oder eine Tochter mit einem Bild ihres getöteten oder vermissten Angehörigen. Und sie streicheln dieses Bild in der Hoffnung, dass es vielleicht wieder lebendig wird. Obwohl sie es eigentlich besser wissen.

Platz schaffen für neues Leben

„Die Opfer müssen raus aus diesem Gefängnis der eigenen Gefühle“, sagt Héctor. „Sie müssen zurück ins Leben. Verarbeiten heißt ja nicht verdrängen oder vergessen. Verarbeiten heißt Platz schaffen für ein neues Leben.“ Und deshalb versuchen die anderen, die trauernde Großmutter aus ihrer Lethargie zu befreien. „Komm, lass uns rausgehen, lass uns in die Stadt gehen“, ruft ihr Sohn. Was sich hier im Kleinen abspielt, nennen die Kolumbianer den „Postkonflikt“. Das Leben nach dem Krieg. Den Krieg zu beenden ist eine Sache, wirklich Frieden zu schließen ist eine andere.

Dazu will Ramona Lopez (71) beitragen. Sie trägt ein weißes T-Shirt auf dem „Gestores de Paz“ steht. Sie will Frieden in Kolumbien. Trotz ihres eigenen Schicksals: „Sie haben meinen Mann ermordet. Eines Tages kamen Bewaffnete, rissen ihn aus dem Auto und feuerten ab. Man sagt, es wären Paramilitärs gewesen.“ Nach Cúcuta kam Lopez als Binnenflüchtling. Vertrieben aus dem eigenen Dorf von der Gewalt im ländlichen Raum. „Ich will, dass es nachfolgenden Generationen bessergeht als mir“, sagt Lopez. Deswegen ist sie hier, um anderen Beistand zu leisten und selbst zu erzählen, was sie erlebt hat. „Und um Frieden zu stiften“, wie sie bekräftigt. In der Theatergruppe geht sie auf, mischt sich ein und



„Die Menschen haben viel durchgemacht. Die Theaterarbeit lässt sie wieder aufleben und beginnen das Durchlittene zu verarbeiten. Utz macht gute Arbeit, er wird von den Leuten sehr gut angenommen. Der Friedensprozess steht erst am Anfang. Die Arbeit der Sozialpastoral ist ein kleines Mosaiksteinchen auf dem Weg zur Versöhnung.“

Bischof Victor Manuel Ochoa Cadavid



Abschluss mit Tanz und Lachen
nach einem langen Theater-
nachmittag



„Ich bin der Gruppe dankbar, dass sie mir ihr Vertrauen schenken und mich in ihre Mitte aufgenommen haben. Vertrauen ist nämlich das, was in Kolumbien nach all der Gewalt von verschiedenen Seiten am meisten zerstört ist. Das wiederaufzubauen kostet die Menschen viel Kraft. Wenn es den Menschen gelingt, sich wieder zu vertrauen, dann ist der Friedensprozess auf einem guten Weg.“

Utz Ebertz, ZFD-Fachkraft

hört zu. Und nicht nur die jungen Frauen schenken ihr Aufmerksamkeit. Lopez gilt als Beispiel wie man es schaffen kann, trotz eines brutalen Verbrechens wieder Mut zu fassen. „Es geht doch nicht anders“, sagt sie und stürzt sich ins Getümmel, als Héctor alle auffordert, zu tanzen und schreien. In ihr Gesicht ist die Lebensfreude zurückgekehrt. „Der kostbarste Schatz, den die Menschen haben ist ihr Lachen“, sagt Utz Ebertz. Und danach suchen sie in Cúcuta an diesem Tag. Denn Lachen heißt Weiterleben, heißt Frieden.

Aus Krieg Frieden machen

Keine 24 Stunden später sind Marcela und Ramona nervös. Ihre Gruppe vom Theater für den Frieden des „Centro Don Bosco“ steht auf der Bühne des Theaters Zulima. Die Zuschauerränge sind gut gefüllt, nun steht der Frieden im Scheinwerferlicht. Wochenlang haben sie für diesen Auftritt geprobt, diesmal soll alles klappen. Interaktives Theater steht auf dem Programm. Utz Ebertz bittet die Schauspieler ihre Position einzunehmen. Es geht darum, eine bedrohliche Situation mit einer Geste, einem Wechsel des Bühnenbildes, der Positionen der Schauspieler zu verändern. Aus dem Krieg Frieden machen, nennt das Marcela. Die Zuschauer übernehmen die Regie und machen begeistert mit.

Wer hinein sieht in den dunklen Zuschauerraum kann erkennen, wie die Arme wild durcheinander wirbeln. „Un abrazo“ heißt es plötzlich aus dem Zuschauerraum.

Eine Umarmung. Und aus der Situation, in der kurz zuvor noch ein Mann mit einem Gewehr eine Familie bedrohte, wird plötzlich eine ganz neue Szene. Aus dem bewaffneten Kämpfer wird ein warmherziger Nachbar. Natürlich ist das nur ein Spiel, ein Schauspiel, sagt Ebertz. Aber genau darum geht es. „Die Szene, das eigene Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen und zu gestalten, es durch ein paar wichtige Schritte zu verändern und in eine andere Richtung zu lenken.“

Es ist ein langer Nachmittag im Theater Zulima, doch niemand geht vorzeitig nach Hause. Als Héctor Aristizabal sein Theaterstück vorführt, ist es still im Saal. Er spielt sein Leben nach, eines in dem Folter und Mord nach seiner Seele griffen. Und er sich gegen die Rache, sondern für das Theater entschied. Jeder im Zuschauerraum weiß, was das bedeutet und wieder greifen einige nach den Taschentüchern. „Das Theater hat mir geholfen meinen Weg zu gehen“, ruft er den Leuten zu. Und holt die Trommel raus. Und ganz plötzlich wird getanzt und gelacht auf der Bühne. Dort wo ein paar Minuten vorher noch gestorben und gelitten wurde. Mitten drin: Marcela und Ramona, die gar nicht stillhalten können und sich ins Getümmel werfen.

Zwei Frauen, die vor ein paar Monaten noch still und schweigsam waren. Und nun die Trauer und den Schmerz einfach wegtanzen. Denn es gibt es wirklich: Ein Leben nach dem Krieg.



Alle auf Position –
Das Publikum kann nun
die Szene durch Zuruf
verändern.



Markus Ciesielski im Gespräch mit Schüler/-innen des Gymnasiums Granada

Die Zukunft gestalten

Erste Schritte beim Aufbau einer Einrichtung für politische Jugendarbeit in Granada

Text und Bilder: Tobias Käufer

Die Menschen in der Provinz Meta haben enorm unter dem Krieg in Kolumbien gelitten. Es gibt eine Menge Probleme zu lösen. Dabei bleiben die Sorgen und Nöte von Jugendlichen oft auf der Strecke. Aber gerade sie sollen die Zukunft Kolumbiens aktiv gestalten, wenn es mit dem Friedensprozess klappen soll. Die Sozialpastoral der Diözese Granada möchte deshalb Jugendliche dabei unterstützen, ihre Anliegen in die Gesellschaft einzubringen. ZFD-Fachkraft Markus Ciesielski knüpft dafür die ersten Kontakte.

Die Schulfenster sind zugeklebt, draußen arbeitet ein Maler daran, die Fassade aufzuhübschen. Drinnen kämpfen die Schüler mit der Hitze, die Klimaanlage funktioniert mehr schlecht als recht. Trotzdem sind rund 60 Jugendliche des Gymnasiums in Granada gekommen, um etwas zu erfahren. Über sich selbst, über Markus Ciesielski (29), der bei der Pastoral Social der Diözese Granada arbeitet, und auch ein bisschen über die eigene Zukunft.

Ins Gespräch kommen

Um eben diese Zukunft der Jugendlichen geht es der Sozialpastoral in Granada ganz besonders. Die Provinz Meta hat enorm unter dem Krieg gelitten, Vertreibungen, bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen Paramilitärs, Guerilla und dem Staat haben auch die Stadt Granada schnell wachsen lassen. Mehr als 60.000 Menschen leben inzwischen hier, viele von ihnen sind in den letzten Jahren als Binnenflüchtlinge dazu gekommen. Wegen der Probleme bleiben die Sorgen und Nöte junger Menschen oft auf der Strecke. Sie haben keine Priorität. Dabei sind sie es, die die Zukunft Kolumbiens aktiv gestalten sollen, wenn es mit dem Friedensprozess wirklich klappen soll.

Die Diözese möchte die jungen Menschen in ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten stärken, Strategien zur politischen Einflussnahme zum Schutz der Natur und ihrer Gemeinschaften zu entwickeln und umzusetzen. Ort dafür soll eine Jugendeinrichtung werden, die sich „Observatorio“ (Beobachtungsstelle) nennt.

Das Projekt wird der Soziologe Markus Ciesielski entwickeln und vorantreiben. Seit Anfang des Jahres gehört er als Fachkraft im ZFD der AGEH zum Team der Sozialpastoral und noch steckt das Ganze ziemlich in den Kinderschuhen. Markus Ciesielski möchte möglichst viele Gruppen von Jugendlichen zum Mitmachen gewinnen. Das bedeutet jetzt vor allem erst mal Kontakte knüpfen, über das Vorhaben erzählen, ins Gespräch kommen.

Ciesielski nennt sich selbst ein „Beobachter des Friedensprozesses“. Drei Tage bevor er erstmals nach Kolumbien kam, gab Präsident Santos bekannt, dass es Verhandlungen mit der Guerilla-Organisation FARC geben werde. Seit jenen Tagen 2012 ist Ciesielski mittendrin. Die vier Jahre Friedensverhandlungen, das Tauziehen um den nachgebeserten Vertrag, die Zweifel in der Bevölkerung hat er quasi als Zeitzeuge miterlebt. So dreht sich alles in seiner Arbeit um den Frieden in Kolumbien oder darum, dass einmal der Frieden in dem südamerikanischen Land werden soll. Mehr als 250.000 Tote und sieben Millionen Binnenflüchtlinge hat der Krieg produziert. Auch Granada hat seine Toten zu beklagen. Seit Anfang des Jahres ist der beschauliche Ort das neue Zuhause des jungen Dresdners.

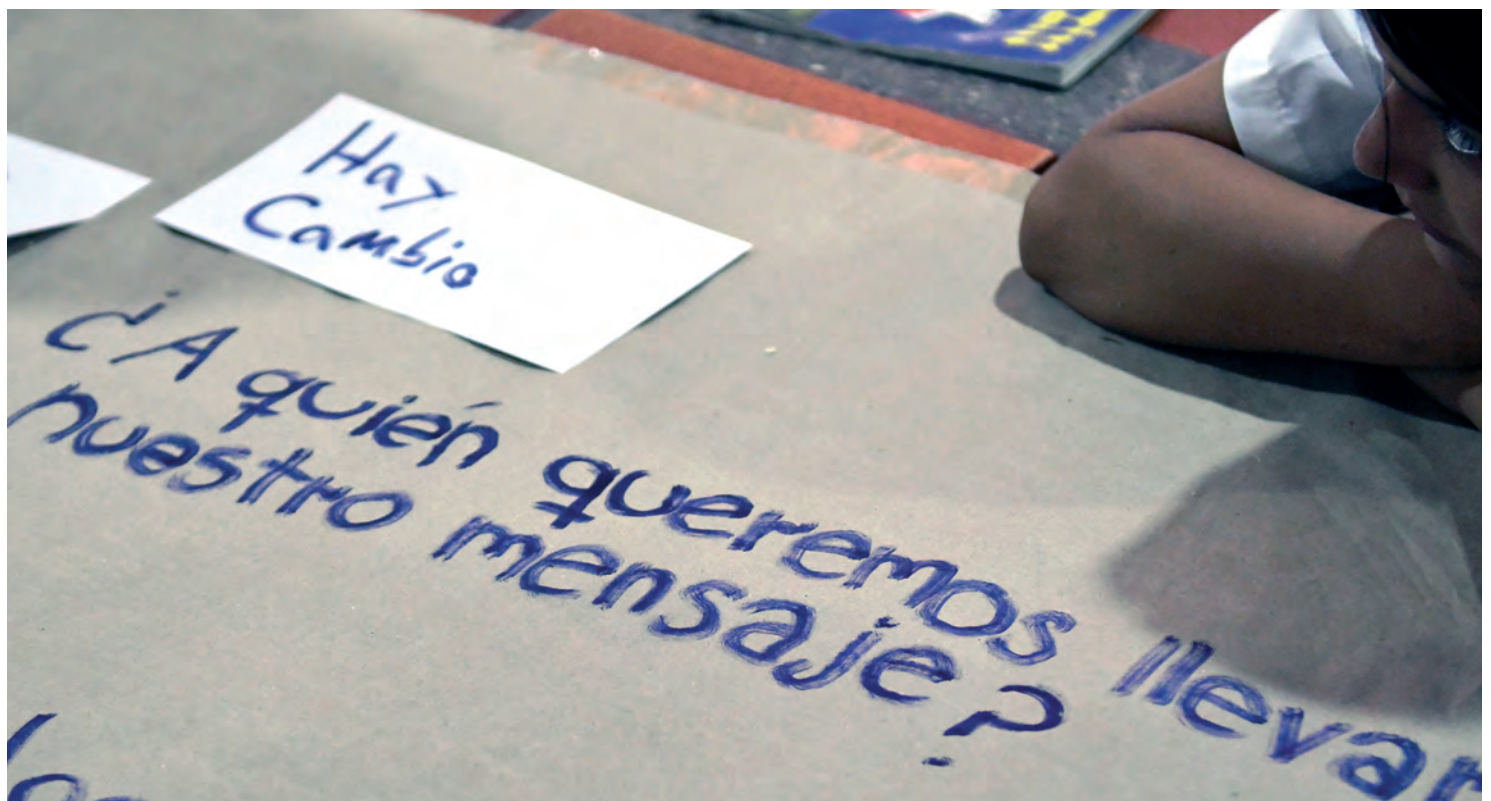
„An wen wollen wir unsere Anliegen herantragen“, haben die Schüler der zehnten Klasse auf ein großes Plakat gemalt, das „Marco“ wie sie ihn hier schnell rufen, mitgebracht hat. Nun füllen sie das Plakat, mit Vorschlägen und Ideen.

Die Stimme der Jugendlichen soll gehört werden hier im Herzen Kolumbiens, in dem der bewaffnete Konflikt besonders laut getobt hat und so alles andere übertönte. Und um das „Wie“ entbrennt nun eine spannende Diskussion, trotz der defekten Ventilatoren, der nur mühsam Licht spendenden Glühbirnen und der stehenden Hitze.

Unabhängigkeit bewahren

Nur drei Autostunden entfernt im Umkreis der Gemeinde Mesetas hat die inzwischen entwaffnete Guerilla-Organisation FARC ihr Übergangslager aufgeschlagen. Hunderte ehemalige Kämpfer suchen im Rahmen des Friedensprozesses eine neue Ausrichtung für ihr eigenes Leben. Auch für die jungen Erwachsenen unter ihnen soll das geplante „Observatorio“ zur Anlaufstelle werden.

Innerhalb dieses Projektes sollen und wollen die Jugendlichen ihre eigenen Anliegen zunächst analysieren, dann diskutieren und später zur Sprache bringen. „Die Gefahr besteht, dass solche Initiativen schnell von einer politischen Seite vereinnahmt werden. Deswegen gilt es die Unabhängigkeit zu bewahren“, sagt Ciesielski. Im Gymnasium von Granada tun die Schüler genau das. Dass der Rektor der Schule zustimmt, ist ein kleiner Erfolg auf dem Weg zum Ziel. Schnell entwickelt sich eine Diskussion darüber was wichtig ist und was ihnen am Herzen liegt: „Wir sollten eine Deklaration erarbeiten“, schlägt Mariella (15) vor. Nur wie und wo veröffentlichen, so dass die Stellungnahme unverfälscht bleibt und nicht für politische Zwecke miss-



„An wen wollen wir unsere Anliegen herantragen“- Die 10-Klässler sammeln Ideen und Vorschläge.



Am Lagerfeuer kommen die Jugendlichen in Mesetas mit Markus Ciesielski ins Gespräch

braucht werden kann? „Die sozialen Netzwerke“, schlägt Pedro (16) vor. Eine eigene Stimme, eine eigene Organisation, unabhängig von der kommunalen Politik, dem Staat oder den im Konflikt involvierten politischen Akteuren haben die Jugendlichen noch nicht. Doch genau diese soll künftig gehört werden, wenn es darum geht, Jugendarbeitslosigkeit, schlechter Bezahlung oder die Zwangsrekrutierung von immer noch tätigen illegalen Banden zu verhindern.

Wie ein Sprung ins kalte Wasser

Zwei Autostunden weiter in Mesetas am Ufer des Guejar, den hier alle nur als Rio Limon kennen, trifft Ciesielski am Nachmittag eine weitere Gruppe von Jugendlichen.

Er stellt sich vor, wirbt für seine Idee und lädt zum Lagerfeuer ein. Mitgebracht hat er einen Teig, so dass die Teenager Brot backen können. Solche ersten Treffen sind oft wie ein Sprung ins kalte Wasser. Es ist anstrengend ans Ziel zu kommen, fast wie das Schwimmen gegen den Strom. Doch sein Plan geht auf. Ein paar Minuten später halten sie den Teig an Stöcken ins Lagerfeuer und es entwickelt sich ein erster Austausch zwischen den Jugendlichen und Ciesielski. Hier weit draußen in der Provinz ist Jugendarbeit noch unbekannter als in Granada. Umso gespannter hören sich alle zu. „Das Lagerfeuer ist der Schlüssel“, sagt Ciesielski. Es geht darum, Vertrauen zu entwickeln innerhalb einer zutiefst verwundeten Gesellschaft.

Und darum, jene Jugendlichen mit der Idee vertraut zu machen, die nicht institutionell organisiert sind. Zu denen es keinen direkten Zugang über die Kirche oder die Schule gibt.

Einige Teenager helfen für umgerechnet eine Handvoll Dollar bei der Ernte, andere sitzen schon am Nachmittag in der Kneipe und trinken bei lauten Bassschlägen eiskaltes Bier. Keine optimale Voraussetzung um für ein „Observatorio“ zu werben. Aber beim gemeinsamen Essen des Brotes, dessen Duft inzwischen den Kampf gegen den Rauch des Feuers gewinnt und nach dessen Rezept sich die Jugendlichen erkundigen, kommt man auch über tiefere Dinge ins Gespräch: über die eigene Zukunft, die Träume, die Pläne und die Realität. Ein Anfang ist gemacht in Granada und Mesetas.



Wie kann Jugendarbeitslosigkeit verhindert werden oder die Zwangsrekrutierung durch illegale Banden? Fragen, die die Gymnasiasten diskutieren wollen



Wovon spricht man, wenn man „Frieden“ sagt?

Durch kritische Fragen eine Kultur des friedlichen Miteinanders stärken

Um die Verbesserung der Wasserversorgung in der Gemeinde La Maria in Dagua geht es beim Treffen des zuständigen Gemeinde-Komitees und der Sozialpastoral

Text und Fotos: Anselm Kanwischer

Was bedeutet Frieden? Die große Mehrheit der Menschen in Kolumbien spricht davon, aber ihre Interpretationen des Begriffes sind oft sehr unterschiedlich. Grund genug, öfter genau zu hinterfragen, was die unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen unter einem Frieden in ihrem Land verstehen. Wie Fachkräfte dabei unterstützen, berichtet Anselm Kanwischer.

Zum Autor:

Anselm Kanwischer ist Jurist und arbeitet seit 2016 als Fachkraft für Menschenrecht und zivile Konfliktbearbeitung bei der Sozialpastoral der Erzdiözese Cali/Kolumbien. Seine Mitarbeit wird von der Diözese Aachen finanziert.

Das „Friedens-“Abkommen der Regierung mit den FARC-Rebellen ist zweifellos ein Schritt in die richtige Richtung. Einen Frieden in dem Sinne, dass landesweit die Menschenrechte einen hohen Stellenwert haben, brachte es Kolumbien bisher aber nicht. Weiterhin sind bewaffnete Gruppen in den Regionen des Landes aktiv und viele Menschen leben, auch aufgrund wirtschaftlicher Unterdrückung, in materiell prekären oder gar das Dasein gefährdenden Verhältnissen.

„Den Menschen das Fischen beibringen“

Seit Dezember 2016 bin ich als Fachkraft für Menschenrechte, zivile Konfliktbearbeitung und Projektmanagement, Mitglied des Teams der Sozialpastoral in Cali, der drittgrößten Stadt Kolumbiens im Südwesten des Landes. Meine Mitarbeit dort wird vom Bistum Aachen finanziert, welches eine jahrzehntelange Partnerschaft mit der katholischen Kirche Kolumbiens pflegt. Menschenrechtsbildung und Stärkung der Zivilgesellschaft bilden die Schwerpunkte meiner Arbeit.

Traditionell ist es eine weit verbreitete Ansicht in Kolumbien, dass eine Sozialpastoral „Essen und Kleidung an Arme verteilt“. Das Team in Cali geht aber darüber hinaus den nächsten Schritt. „Im biblischen Kontext bedeutet dies: Dort, wo nötig, verteilen wir den Fisch, unser oberstes Anliegen ist es aber, den Menschen das Fischen beizubringen“, beschreibt der Franziskaner Francisco Nel Leudo,



Anselm Kanwischer, Bildmitte, hinterfragt Althergebrachtes und auch mal häufig gebrauchte „Friedensfloskeln“

Direktor der Sozialpastoral, die eigene Mission. In diesem Sinne unterstützt sein Team die Menschen im Erzbistum dabei, jeder Form der physischen Gewalt eine Absage zu erteilen und Fremdbestimmtheit und Ausbeutung entgegenzuwirken. Die Sozialpastoral schafft verschiedene Räume für den Dialog der Menschen, sie macht und begleitet Bildungsangebote und bestärkt die BürgerInnen darin, für die Menschenrechte einzutreten und eine Kultur des friedlichen Miteinanders zu entwickeln.

Hierfür gibt es unterschiedliche Szenarien, bei denen unser Team zivilgesellschaftliche Basisgruppen in Cali und den Gemeinden in den teils unzugänglichen Andenzügen um die Stadt herum begleitet und ausbildet. So unterstützt die Sozialpastoral seit März 2017 eine Gemeinde rund 60 Kilometer außerhalb von Cali, die nur über einen ungepflasterten Pfad zu erreichen ist. Die Gemeinde besteht im Prinzip aus zwei Gruppen: den Bewohnern, die schon seit etlichen Jahren dort leben, und einer großen Anzahl Vertriebener aus verschiedenen Teilen Kolumbiens, die aufgrund von Gewalt aus ihrer Heimat fliehen mussten und am Rande des Dorfes wohnen.

Das Team der Sozialpastoral organisiert in der Gemeinde Treffen, hört den Menschen zu und lädt sie zum Dialog ein. Während dieser Versammlungen suchen die Mitarbeiter gemeinsam mit Gemeindemitgliedern und zuständigen Autoritäten nach Lösungen für Konflikte und Nöte im Ort, zum Beispiel die fehlende oder ungleiche Wasserversorgung. Wir achten stets darauf, dabei die Menschen stark einzubinden, damit ein nachhaltiger Lerneffekt entsteht.

Neue Perspektiven einbringen

Als Fachkraft, die von außen eintaucht, aber nicht im Kontext sozialisiert ist, kann ich durch meine Mitarbeit das Spektrum der Perspektiven im Team vergrößern. Ich bringe zusätzliche Ansätze für Lösungswege ein und hinterfrage Althergebrachtes. Zum Beispiel eben auch die Bedeutung von Frieden im kolumbianischen Kontext: Welcher Frieden ist gewollt? Wie gelangt man gemeinsam dorthin?

Diese Fragen kann ich stellen. Ich kann es als Fachkraft aber nicht leisten, auf vollumfängliche Wahrheit, Gerechtigkeit oder Vergebung zu drängen. Dies braucht viel Zeit und kann von den dauerhaft in Kolumbien lebenden Menschen nachhaltig nur von innen heraus gestaltet werden. Mein kritisch-konstruktives Hinterfragen der teilweise inflationär gebrauchten „Friedensfloskeln“, ist als Anregungen dagegen (meist) willkommen.

Der nötige Wandel ist noch unsicher

Es lässt sich nicht voraussagen, ob der in Kolumbien benötigte und erhoffte Wandel durch strukturelle Änderungen, die auf eine effektivere Anwendung der Gesetze durch alle drei Gewalten, die Bekämpfung der Korruption sowie den Zugang und die Qualitätsverbesserung der Bildung zielen, erfolgreich sein wird. Um Boden und Reichtum gleichmäßiger zu verteilen und Unrecht zu beseitigen, müsste man vielleicht erst die bisherige Ausbeutung des Landes durch multinationale Konzerne und die persönliche Bereicherung der „Eliten“ zumindest ansatzweise rückgängig machen. Sicher ist, dass die Kolumbianer den Wandel selbst bestimm-

men müssen, damit er nachhaltig wird. Wir Fachkräfte können aber unsere individuellen Beiträge dazu leisten. Wir können kritisches Denken anregen, indem wir unbequeme Fragen stellen, die die Menschen dazu bringen, sich mit einer anderen Perspektive zu beschäftigen. Und wir können Ansätze für Lösungswege aufzeigen. Diese Unterstützung der Menschen vor Ort, die für eine Kultur des friedlichen Miteinanders eintreten, aus welcher sich langsam die Strukturen verändern, kann mitentscheidend dafür sein, ob der Frieden sich nachhaltig durchsetzt.

Auch Wissensaustausch und Mitdenken aus Deutschland heraus können den Frieden in Kolumbien unterstützen. Wenn wir Verständnis für die dortigen und hiesigen Lebensrealitäten aufbringen, haben wir verschiedene Hebel, um die Menschen in Kolumbien zu unterstützen. Nicht nur durch unsere Politik, sondern auch durch unser Konsumverhalten. Wer beispielsweise auf Strom aus Kohle verzichtet und Produkte wie Kaffee oder Zucker von Unternehmen mit gerechten Produktionsketten kauft, mindert Anreize, in Kolumbien Menschen auszubeuten. Viel mehr trägt er so dazu bei, dass dort ein Leben in Würde für alle ein klein wenig realistischer wird.



Das Team der Sozialpastoral in Cali bestärkt die Bürger/-innen darin, für Menschenrechte einzutreten und eine Kultur des friedlichen Miteinanders zu entwickeln



Franziskaner Francisco Nel Leudo ist Leiter der Sozialpastoral Cali



Die Tiefe des Flussbetts wird gemessen

In Kolumbien haben der lange Bürgerkrieg und zahlreiche Megaprojekte im Bergbau und bei der Ölförderung verheerende Auswirkungen auf die Umwelt. Besonders kleinbäuerliche und indigene Gemeinden leiden darunter. AGEH-Fachkraft Sören Ronge berichtet, wie die Methoden des Umweltmonitoring den Betroffenen dabei helfen, sich gegen die Zerstörung von Böden, Luft und Gewässer rechtlich zu wehren.

Zum Autor:

Sören Ronge arbeitete von 2015 bis Anfang 2017 als ZFD-Fachkraft bei dem Anwaltkollektiv CCAJAR in Kolumbien. Schwerpunkt war dabei die Entwicklung und Implementierung von Strategien gegen Menschenrechtsverletzungen. Finanziert wurde seine Mitarbeit über den Zivilen Friedensdienst.

Mit GPS und Smartphone-App

Umweltdaten als Hebel zum Recht

Text: Sören Ronge, Fotos: Sören Ronge und Annelen Micus

Der jahrzehntelange bewaffnete Konflikt in Kolumbien hat nicht nur gesellschaftliche, sondern auch schwere ökologische Probleme verursacht: Die Guerillagruppen FARC-EP und ELN attackierten Ölpipelines, bis heute besprüht die Regierung illegale Kokaplantagen mit Glyphosat, gibt es unkontrollierten Goldbergbau - und als Folge der massiven internen Vertreibung werden viele neu aufgeforstete Waldflächen abgeholzt. Außerdem befinden sich staatlich genehmigte Megaprojekte für Bergbau, Erdölgewinnung und Wasserkraft häufig genau dort, wo es im Konflikt zu besonders viel Gewalt und Vertreibung gekommen ist.

Das alles hat katastrophale Auswirkungen auf die Flora und Fauna, auf Böden, Luft und Gewässer. Kleinbäuerliche und indigene Gemeinden in direkter Nähe dieser Projekte sehen statt der vom Staat versprochenen Vorteile nur, dass ihre Umwelt durch diese verschmutzt und ihre Gesundheit gefährdet wird. Sie zahlen den Preis für das derzeitige Entwicklungsmodell des kolumbianischen Staates, das auf die Ausbeutung der Bodenschätze setzt.

Zivilgesellschaft, soziale Bewegungen und NGOs befürchten, dass sich die Regierung auch und vor allem deshalb für den Frieden mit den Guerillagruppen einsetzt, weil sie so neue Gebiete des staatlichen Territoriums, die bisher aufgrund des bewaffneten Konflikts unzugänglich waren, per Konzession an multinationale Unternehmen vergeben kann. Das würde lokale Konflikte weiter verschärfen. Menschenrechtsverletzungen der an den Rand gedrängten Kleinbauern und indigenen Gruppen wären die Folge. Ihr durch die Verfassung gesichertes Recht auf eine gesunde Umwelt würde weiter missachtet.

Umweltmonitoring als Weg der Partizipation

Deshalb ist es von enormer Bedeutung, die betroffenen Akteure in den Gemeinden über ihre Rechte zu informieren und sie mit Instrumenten auszustatten, um diese geltend zu machen. Je mehr Methoden sie zur Verfügung haben, um die Aktivitäten, die ihre direkte Umwelt belasten, zu belegen, umso schwieriger wird es, sie bei öffentlichen Konsultationen zu ignorieren und ihnen Partizipation zu verweigern.



Datenerhebung vor Ort: Flussvolumenmessung in Cauca

Während der zwei Jahre, in denen ich als AGEH-Fachkraft des Zivilen Friedensdienstes (ZFD) im Anwaltskollektiv José Alvear Restrepo (CAJAR) gearbeitet habe, war genau das meine Kernaufgabe. Ich entwickelte eine Methodik, die ethnischen und kleinbäuerlichen Gemeinden hilft, negative Auswirkungen extraktiver Industrie wie Erdölgewinnung und Bergbau zu belegen. Das Umweltmonitoring befähigt sie, selbst den Zustand und die potenzielle Gefährdung ihrer Umwelt zu messen und zu dokumentieren, ohne dass sie dafür ein langjähriges Studium und reichliche finanzielle Mitteln benötigen.

Umweltmonitoring wird in vielen Ländern erfolgreich genutzt und trägt zum Empowerment bei. In Kolumbien ist diese Praxis noch nicht gang und gäbe, und so mussten wir das Thema von Grund auf erarbeiten. Dabei halfen mir der Austausch mit verschiedenen Akteuren aus den USA, Peru und Ecuador, die Teilnahme an einem internationalen Treffen von Umweltmonitoren in Cusco und das Studium der rechtlichen und technischen Grundlagen in Kolumbien.

Pilotprojekte mit indigenen Gemeinden

Mit CAJAR starteten wir zwei Pilotprojekte mit indigenen und kleinbäuerlichen Gemeinden in den Departments Nariño und Meta. Dort zeigen sich negative Auswirkungen der Erdölindustrie ganz besonders: Fließende Gewässer werden durch Öllecks verseucht, verschmutzte Abwässer in Flüsse und Bäche abgeleitet und unterirdische Abwasserinjektionen, mit denen Industriewasser in untere Gesteinsschichten gepresst wird, lösen Erdbeben aus.

Um diese Umweltverschmutzung zu dokumentieren, haben wir unterschiedliche Ansätze genutzt. Methoden und Ziele dafür, sowie die Verteilung der Aufgaben und die Organisation der zeitlichen Abläufe legten wir in mehrtägigen Workshops mit den Gemeinden fest. Dabei haben wir auch die Personen bestimmt und ausgebildet, die als Umweltmonitore tätig wurden.

Für die partizipative Datenerhebung benutzten wir Multiparameter-Messgeräte, GPS und Smart Phone Applikationen. Durch eine App ließen sich die so erhobenen Daten der verschiedenen Monitore auf einem zentralen Server



Mit einfachen Mitteln: Messung der Wassertemperatur



Ölablagerungen am Rio Guacaray

speichern und zeitgleich auf einer Internetkarte visualisieren. Dadurch waren sie unmittelbar abrufbar und ließen sich schnell und leicht teilen. So konnten die Berichte sehr einfach für Kommunikationszwecke benutzt oder als Anzeigen an die Umweltbehörden oder an Partnerorganisationen weitergegeben werden.

Die Monitore in den beiden beteiligten Departements studierten teilweise auch die Umweltlizenzen und Umweltverträglichkeitsprüfungen der Megaprojekte in ihrer Region. Sie forderten unter anderem ein Umweltaudit („Audienca Ambiental“) mit dem Ziel ein, die Lizenzen der Unternehmen überprüfen zu lassen. Sie zeigten Verstöße und Umweltverschmutzung durch die multinationalen Betreiberfirmen an.

Mitsprache bei wirtschaftspolitischen Entscheidungen

Die beiden Umweltmonitoringprojekte trugen so dazu bei, das ökologische Bewusstsein der Gemeinden zu stärken und brachten sie in ihren Bemühungen zum Naturschutz und der Verteidigung ihrer Rechte voran. Insgesamt könnte Umweltmonitoring als gelebte Praxis im kolumbianischen Friedensprozess dazu beitragen, dass befriedete Ländereien und deren Bewohnerinnen und Bewohner nicht Opfer neuer Megaprojekte werden. Betroffene Gemeinden können damit stärkere Umweltnormen und -kontrollen einfordern und in wirtschaftspolitischen Entscheidungen, die ihre Umwelt betreffen, Mitspracherecht erwirken. CAJAR hat die potenziellen Vorteile dieses Ansatzes dank des AGEH-Projektes demonstriert. Bis Umweltmonitoring aber als gelebte und rechtlich anerkannte Praxis in Kolumbien etabliert wird, braucht es noch viele solcher Anstrengungen.



Anderen eine Stimme geben

Internationaler Workshop zu Advocacy-Arbeit

Text: Selina Haderlein, Fotos: Eberhard Weible

Lebendig und durch die Open-Space-Methode besonders nah an den Interessen der Teilnehmenden gestaltete sich die AGEH-Gastlandveranstaltung „Advocacy- Giving People a Choice“ Ende August im Gustav Stresemann Institut (GSI) in Bonn. 38 Fachkräfte und VertreterInnen von Partnerorganisationen aus zwölf Ländern kamen dafür Ende August zusammen und diskutierten engagiert ihre Erfahrungen.

Säuberlich in Reihen aufgestellte Stühle gegenüber einer großen, weißen Tafel: Das kommt vielen in den Sinn, wenn sie das Wort „Tagung“ hören. Doch Passanten, die während des internationalen AGEH-Workshops „Advocacy – Giving people a voice“ einen Blick durch die großen Glasfronten des Tagungshauses GSI in Bonn werfen, sehen ein anderes, lebendigeres Bild: In dem großen, lichtdurchfluteten Raum bilden Personengruppen kleine Kreise und diskutieren angeregt miteinander. Das intensive Gewimmel erstreckt sich von den Kursräumen und Gängen bis auf den kleinen Hof der Anlage.

Im Mittelpunkt ihrer Diskussionen und Gruppenarbeiten steht in diesen vier Workshop-Tagen ein im Deutschen schwer greifbarer Begriff: Advocacy. 38 Fachkräfte und VertreterInnen von Partnerorganisationen aus zwölf Ländern sind zusammengekommen, um sich darüber auszutauschen und in kleinen Gruppen mehr als 20 verschiedene Aspekte des Themas zu bearbeiten.



André Maukisch möchte mit der Veranstaltung vor allem Räume für gemeinsame Reflexion bieten.

Palette reicht von Menschenrechtsarbeit bis zum Einsatz für Kindeswohl

Advocacy ist das englische Wort für Anwaltschaft, Fürsprache oder auch Eintreten. Eine eindeutige Übersetzung ins Deutsche ist schwierig. Auch bei den Teilnehmenden gehen die subjektiven Auffassungen darüber, was Advocacy genau bedeutet, deutlich auseinander. Das mag unter anderem daran liegen, dass die Themenfelder, in denen die Teilnehmenden ihre Advocacyarbeit leisten, beinahe so vielfältig sind wie die Personen selbst. Sie setzen sich in vielen Bereichen ein – von Menschenrechtsarbeit über Landkonfliktbewältigung und Peace Building im Allgemeinen, bis hin zum Einsatz für den Schutz des Kindeswohls und Genderarbeit.

Es überrascht also nicht, dass für einen solchen Begriff keine allumfassende, alleingültige Definition möglich ist. Oft spricht man in der Advocacyarbeit jedoch davon, bildlich gesehen eine Brücke zu bauen. Zum einen zwischen Bedürfnissen und verfügbaren Mitteln, aber auch zwischen Personen. Ziel ist es, die Situation so zu verändern, dass das Leben für Menschen verbessert wird. Es ist nicht nur wichtig, Frauen, Männer und Kinder zu vertreten und ihnen, wie im Untertitel der Veranstaltung („Giving People a Voice“) ausgedrückt „eine Stimme zu geben“. Sondern auch, sie zu befähigen, selbst für ihre Rechte kämpfen zu können.

Um dieser vielfältigen Aufgabe nachzukommen, benötigen die Teilnehmenden vor allem die Möglichkeit, sich mit anderen auszutauschen, um von Beispielen zu hören, wie Advocacyarbeit in der Praxis funktionieren kann. Und sie wünschen sich ein Netzwerk, von dem alle Partnerorganisationen profitieren können – seien deren Themenbereiche und Länder auch noch so verschieden.

Wie Advocacyarbeit in der Praxis funktionieren kann

Die Gastlandveranstaltung „Advocacy – Giving People a Voice“ will ihnen dies bieten: „Es geht darum, Räume für gemeinsame Diskussion und Reflexion zu schaffen, um die Partnerorganisationen hinsichtlich ihrer Advocacyarbeit zu stärken“, erklärt André Maukisch, Berater der AGEH für Advocacy und Mitorganisator, als Ziel der Veranstaltung.

Die Arbeit in kleinen, flexiblen Gruppen, die sich rege austauschen, fördert den angestrebten Austausch spürbar. Das stete Gewimmel im Tagungshaus wird verursacht durch die Open-Space-Methode: Die Teilnehmenden schlagen die Themen der Gruppen selbst vor und je nach Interesse nehmen sie an einem der vier parallel stattfindenden Workshops teil – oder leiten ihn sogar. Wer findet, er habe genug zu einer Gruppenarbeit beigetragen, schaut danach in einer der anderen Gruppen vorbei. So erhalten alle die Chance, ihren eigenen Workshop zu kreieren und ein ganz auf ihre Interessen zugeschnittenes Programm zu erleben.

So macht das auch Hawa Sally Samai, die bei der NGO Advocacy Movement Network (AMNet) in Sierra Leone arbeitet. AMNet leistet Advocacyarbeit für Menschenrechte sozial Benachteiligter und tritt insbesondere für Frauen und Kinder ein. Sawai interessiert sich in Bonn besonders

für die Frage „Am I an Advocate?“ und schlägt diesen Titel für eine Arbeitsgruppe vor. Dort diskutiert sie, was einen Anwalt ausmacht und ob sich die Teilnehmenden selbst als Anwälte sehen. Nach dieser Diskussion schließt sich Hawa Sally Samai der Diskussionsgruppe „Denken außerhalb von Schubladen – neue Wege der Advocacyarbeit“ an. Dort berichtet sie von den Anstrengungen ihrer NGO, die Regierung Sierra Leones dazu zu bewegen, die UN-Behindertenrechtskonvention verbindlich im Land in Kraft zu setzen. Um die Regierung von der Notwendigkeit einer Ratifikation zu überzeugen, machte AMNet einen Termin im Parlament. Doch statt als Anwalt für Menschen mit Behinderung zu sprechen, brachte die Organisation vier Menschen mit körperlicher oder geistiger Behinderung zu der offiziellen Anhörung mit. Die vier schilderten 24 Stunden ihres Lebens, einen gewöhnlichen, beschwerlichen Tagesablauf, und rührten die ParlamentarierInnen dadurch zu Tränen. Nur knapp 50 Tage später ratifizierte Sierra Leone die Konvention. AMNet befähigte durch diesen ungewöhnlichen Weg Menschen, für sich selbst und andere ihre Stimme zu erheben.

Wie Samai trägt in diesen vier Tagen in Bonn jede und jeder Teilnehmende mit eigenen Erfahrungen zu den verschiedenen weiteren Themen bei, die in Gruppen bearbeitet werden. Die Palette reicht von „Soziale Medien als Instrument der Advocacy“ bis hin zu „Zehn Regeln für Advocacyarbeit unter Einbezug der sozialen Lehre der Kirche“.

Begonnener Austausch geht weiter

Am Ende der anstrengenden, aber ergiebigen Gastlandveranstaltung ziehen die Fachkräfte und VertreterInnen von Partnerorganisationen und AGEH eine positive Bilanz. Trotz sprachlicher Barrieren gelang ein reger Austausch - und der soll nun via E-Mail auch nach dem Ende des Workshops weitergehen.

Auch für die zukünftige Arbeit der AGEH war der Workshop aufschlussreich, da es gelang, neue Erkenntnisse über die Bedarfe der Partnerorganisationen zu bekommen. Unter anderem kann nun auf eine Advocacy-Unterstützung durch die AGEH-Geschäftsstelle hingearbeitet werden.



Hawa Sally Samai (Mitte) berichtet, wie die NGO AMNet die Regierung in Sierra Leone dazu brachte, die UN-Behindertenrechtskonvention zu ratifizieren.

1) Was da über die Leinwand flimmert, ist eine Mischung aus Jugend-Doku und Spielfilm: Der dem Alkohol zugeneigte Jugendliche kriegt dank wohlmeinender Freunde noch einmal die Kurve und schafft nach zwei Jahren seinen Abschluss als Diplom-Agraringenieur, kämpft dann aber gegen Bürokratie und Arbeitslosigkeit und muss schließlich in eine andere Region abwandern. Das besondere daran: Die Drehbuchschreibenden und „Schauspieler“ sind Jugendliche aus dem Andendorf Paucartambo, und der Film ist Ergebnis eines Pilotprojekts, das von der AGEH-Kraft Heike Teufel angeregt wurde. Dabei ging es darum, dass die Landjugend über ihre Situation reflektiert, nicht theoretisch, sondern praktisch-spielerisch in Form eines partizipativen Videofilms.



2) „Die Jugendlichen waren begeistert bei der Sache“, schildert Juan de Dios vom lokalen Projektpartner Arariwa, und klingt nicht weniger angetan. Der Umgang mit der Videokamera hat der Organisation aus Cusco, die vor allem mit Bauern arbeitet, einen anderen Zugang zu den jungen Landbewohnern geschaffen und sie auf neue Ideen gebracht. Zum Beispiel, dass die Begünstigten ihrer Projekte künftig selbst ihre Geschichte verfilmen könnten. Bei der Teamsitzung in Cusco sprüht die Kreativität, und Vorschläge wie die Ausrichtung eines Jugend- Filmfestivals für partizipative Videos kommen auf den Tisch.



3) Heike Teufel ist zufrieden: „Mir geht es darum, den Partnern zuzuhören und ihre Ideen aufzugreifen, statt mit vorgefertigten Konzepten zu kommen.“ Ziel ihrer Arbeit im Auftrag von Misereor ist, nach neuen Wegen der Zusammenarbeit zu suchen, bei denen die Menschen mit ihren Fähigkeiten noch mehr im Mittelpunkt stehen. Es geht darum, dass durch die von Misereor finanzierten Projekte konkrete von den Menschen gemeinsam entwickelte Verbesserungen erreicht werden, soziale Innovationen, die sich auch in der Gesellschaft weiter verbreiten.



Die Ideen-Werkstatt von Heike Teufel in Cusco

Text: Sandra Weiss, Fotos: Florian Kopp



4) Dabei soll auch die Vernetzung der lateinamerikanischen Partnerorganisationen untereinander helfen. Für diesen Ideenaustausch hat die gelernte Kulturwirtin zusammen mit Kollegen aus Belgien, Bolivien und Brasilien die Internet-Plattform www.altoparlante.info ins Leben gerufen. Die dort dokumentierten Erfahrungen gesellschaftlicher Veränderung auf lokaler Ebene sollen inspirieren und Debatten anregen. Die Vernetzung läuft über Telefon und Internet, aber Heike Teufel ist auch viel unterwegs im Rahmen von Workshops und Austauschprogrammen. Auf acht bis zehn Reisetage kommt sie im Monat. Der siebenjährige Sohn Paulo genießt es derweil, dass sein Papa, José Amin Vega, ganz für ihn da ist. Sprachprobleme gab es glücklicherweise für Paulo wenige, da er auch schon in Deutschland zweisprachig aufgewachsen ist. Und für Heike Teufel scheint sich mit ihrer jetzigen Tätigkeit auch ein Kreis zu schließen: Nach dem Studium war sie für einen Freiwilligendienst schon einmal in Peru, um Fair-Trade-Kaffee zu fördern.



5) Privat arbeitet die 43jährige gerne im Garten oder bäckt Pizza - vorzugsweise im selbstgebauten Lehmofen, der sich harmonisch in die Architektur des einfachen, peruanischen Lehmhauses einfügt. Auch sonst liebt es die Familie natur-nah, etwa beim Wandern mit anschließendem Picknick am Mondtempel, den nahegelegenen Überresten einer alten Inkafestung. Paulo besucht die von einer Schweizerin vor mehr als dreissig Jahren gegründeten Schule „Pukllaysunchis“, die sich am Waldorf-Konzept orientiert und mit einem Ansatz sozialer Inklusion arbeitet. Auch die einheimische Sprache Quechua steht daher auf dem Stundenplan. Die Schule liegt zwar eine halbe Stunde Autofahrt entfernt, aber den Eltern ist es dieser Aufwand wert, da das klassische peruanische Bildungssystem extrem konkurrenzorientiert ist.



6) Auch der Kontakt zu den Nachbarn kommt nicht zu kurz. Die Familie lebt in einer Siedlung oberhalb von Cusco, wo sich viele Menschen niedergelassen haben, die dem Rummel und Konsumwahn alternative Lebensweisen entgegen setzen. Das ist allerdings nicht immer einfach. Nach Sonnenuntergang wird es in dem Haus ohne Heizung auf 3500 Metern so kühl, dass man sich oft nur ins Bett verkriechen kann - „am besten mit einer Schlafmütze“, scherzt Heike Teufel. Seit acht Monaten muss sie außerdem einen langen Umweg ins Büro fahren, weil die Stadtverwaltung ihr Viertel ans Abwassernetz anschließt. Aber auch die Unwägbarkeiten haben ihr Gutes: Dabei kann Heike Teufel gleich selbst erproben, wie Nachbarschaftsorganisation in Peru funktioniert. „Neulich hatten wir eine Woche lang kein Wasser“, erinnert sie sich. Drei Tage lang versuchten die Nachbarn auf eigene Faust, das Problem zu lösen. „Wir haben Eimer voller Wasser aus dem Bach geschöpft, um wenigstens die Klos zu spülen“, erzählt sie. Am dritten Tag dann fingen die Bewohner dann an, sich zu organisieren und dem Wasserwerk die Bude einzurrennen.

Personalia



Bild: AKLHÜ

Wechsel in der Geschäftsführung des AKLHÜ

Neue Geschäftsführerin des Arbeitskreis Lernen und Helfen in Übersee (AKLHÜ) ist Giesela Kurth. Sie war seit 2010 für den AKLHÜ als Koordinatorin der Qualitätsstelle für Internationale Freiwilligendienste tätig und arbeitete davor seit 1992 bei EIRENE Internationaler Christlicher Friedensdienst.

Ihr Vorgänger, Hartwig Euler, schied im September aus seinem Amt aus. Er leitete den AKLHÜ seit 2003 und baute ihn zu einem lebendigen Netzwerk aus. Der Arbeitskreis besteht seit 1963. Zu seinen Mitgliedern zählen Fach- und Entwicklungsdienste sowie internationale Freiwilligendienste. Das Bundesentwicklungsministerium will seine Förderung nach mehr als 50 Jahren weitgehend einstellen. Auf der Mitgliederversammlung im Juni 2017 haben die Organisationen beschlossen, die Grundfinanzierung selber zu tragen.



Bild: AGEH

Dr. Claudia Lücking-Michel als neue AGEH-Geschäftsführerin berufen

Neue Geschäftsführerin der AGEH wird ab

1. April 2018 Dr. Claudia Lücking-Michel. Sie folgt dem langjährigen Geschäftsführer Michael Steeb nach, der in den Ruhestand treten wird. Die promovierte Theologin (55) war bisher Abgeordnete des Deutschen Bundestages, wo sie insbesondere entwicklungspolitisch relevante Themen bearbeitete und mitgestaltete. Zuvor war sie Generalsekretärin des Cusanuswerks und als Abteilungsleiterin bei dem Bischöflichen Hilfswerk Misereor tätig.

Thomas Antkowiak, stellvertretender Vorstandsvorsitzender der AGEH, unterstrich bei Bekanntgabe der Berufung: „Wir sind sehr froh, dass sich im Lauf des Verfahrens die außerordentlich günstige Gelegenheit ergab, Frau Lücking-Michel für die Geschäftsführungsaufgabe zu gewinnen.“ Sie kenne die Arbeit der AGEH gut durch ihre bisherige Mitarbeit als Vorsitzende des AGEH-Vorstands. Daher sei sie mit den aktuellen Herausforderungen des Personaldienstes der deutschen Katholiken für Entwicklungszusammenarbeit bestens vertraut. In den nächsten Jahren gelte es insbesondere die Personelle Entwicklungszusammenarbeit weiter zu entwickeln, das Konzept des Weltdienstes – die Vermittlung von Fachkräften vom Süden in den Norden – umzusetzen und das Programm Ziviler Friedensdienst weiter zu gestalten und auszuweiten. Ihre Vernetzung im kirchlichen und politischen Umfeld und ihre starke Verankerung in der katholischen Kirche seien dafür wichtige Grundlagen. Dr. Claudia Lücking-Michel ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt in Bonn.



Bild: AGEH

Trauer um Christian Rohardt

Nur wenige Wochen vor Vollendung seines 65. Geburtstags ist völlig unerwartet Christian Rohardt verstorben. Er war als gelernter Betriebswirt seit 1999 mehrfach als AGEH-Fachkraft tätig. Zunächst arbeitete er Finanzberater des Centr  de études pour l'économique (CEPAS) in verschiedenen Diözesen in der DR Kongo. Später war er Koordinator des ZFD-Programms Große Seen in Bujumbura/Burundi und war danach als Leiter der Misereor Dialog- und Verbindungsstelle in Kinshasa/DR Kongo tätig. Nach seiner Rückkehr 2015 arbeitete er in der Afrikaabteilung von Brot für die Welt in Berlin. Bei allen Aufgaben, die er übernahm standen für ihn immer die Menschen im Mittelpunkt. Wir werden in als Persönlichkeit mit seiner tiefen Sachkenntnis, seiner interkulturellen Offenheit und seinem besonderen hanseatischen Humor vermissen.



Bild: Anke Züchner

Wir suchen

Leiter/in der Misereor Dialog- und Verbindungsstelle

DR Kongo

3258

Misereor hat im Jahr 2005 eine Dialog- und Verbindungsstelle in der kongolesischen Hauptstadt Kinshasa eingerichtet. Für die Leitung suchen wir eine in der kirchlichen Entwicklungszusammenarbeit in Afrika erfahrene Fachkraft.

Ihre Aufgaben

Durch Ihre Mitarbeit tragen Sie wesentlich dazu bei, den Dialog zwischen Misereor und seinen kongolesischen Partnern zu verbessern. Sie ermöglichen es Misereor, seine Förderpolicy mit seinen wichtigsten kongolesischen Partnern intensiv zu diskutieren und Sie erleichtern kirchlichen Partnern in der DR Kongo den Zugang zu anderen Entwicklungsorganisationen.

Ihr Profil

verbindet ein EZ-relevantes Hochschulstudium mit mehreren Jahren beruflicher Erfahrung im interkulturellen Kontext. Sie haben min. 2 Jahre Berufserfahrung in der Organisationsentwicklung mit dem Schwerpunkt Planung, Monitoring und Evaluation (PME).

Sie kommunizieren schriftlich und mündlich verhandlungssicher auf Französisch, sind EU-Bürger/ in oder Schweizer/ in und gehören einer christlichen Kirche an.

Arzt (m/w)

für das Serabu Community Hospital, Sierra Leone

3253

German Doctors e.V. sichert seit 2010 die Patientenversorgung im Serabu Community Hospital. Das Lehrkrankenhaus, bietet qualifizierte Ausbildungsmöglichkeiten für Hebammen, MTAs, CHOs und begleitet die praktische Ausbildung der Medizinstudenten der Universität Freetown.

Ihre Aufgaben

Als ärztliche Leitung überwachen Sie die medizinische Arbeit im Krankenhaus und koordinieren und begleiten die Ausbildung der Community Health Officers. Für die deutschen Fachärzte, die zur Unterstützung der Ausbildung ins Krankenhaus entsandt werden, sind Sie Ansprechpartner und Berater.

Ihr Profil

Sie sind Arzt / Ärztin, idealerweise Facharzt / Fachärztin für Kinder- und Jugendmedizin mit Erfahrung in Ausbildung und Lehre sowie in international Health. Idealerweise verfügen Sie bereits über Berufserfahrung im internationalen Umfeld, möglichst in Afrika. Sie kommunizieren schriftlich und mündlich fließend auf Englisch und sind bereit die lokale Sprache Mende zu erlernen. Sie sind EU-Bürger/ in oder Schweizer/ in.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Nähere Informationen zum Bewerberprofil und weiteren Stellen finden Sie im Stellenmarkt unserer Homepage www.ageh.de.

Kontaktperson: **Jacqueline Kallmeyer** · E-Mail: jacqueline.kallmeyer@ageh.org

Telefon: **0221-8896-271**

Fachforum zur Sicherheit in internationalen Freiwilligendiensten



Das Thema „Sicherheit in Internationalen Freiwilligendiensten“ stand im Mittelpunkt eines Fachforums am 11. September diesen Jahres, zu dem die fid Service- und Beratungsstelle der AGEH Vertreter/-innen von Organisationen und Initiativen eingeladen hatte, die weltweit Freiwillige entsenden. Die Tagung wollte die Teilnehmenden darin unterstützen, ihre trägereigenen Sicherheitskonzepte zu optimieren und selbst an Sicherheit zu gewinnen in der Beratung und Begleitung ihrer Freiwilligen.

Soziale Sicherung ist ein unverzichtbarer Bestandteil bei der Entsendung von jungen Menschen, die im Ausland einen Freiwilligendienst leisten. Um sie von Beginn ihres Einsatzes bis zur Rückkehr gut abzusichern,

bietet die fid einen speziellen Gruppenversicherungsvertrag an.

Am Fachtag stellten die Teilnehmenden ihre Fragen rund um das Thema Sicherheit und kamen mit unterschiedlichen Experten, wie dem Tropenmediziner Dr. Rieke, dem Versicherungsbüro Dr. Walter GmbH und dem medizinischen Notassistenten MD Medicus, ins Gespräch. Bei einer Podiumsdiskussion mit verschiedenen Akteuren im Krisen- und Notfallmanagement wurde an exemplarischen Notfällen das Handeln der Beteiligten aufgezeigt und deutlich gemacht, welche Schritte von wem konkret in einem Notfall eingeleitet werden. Dadurch wurde sichtbar, wie das Sicherheitsnetz von den verschiedenen Akteuren gemeinsam gespannt wird. Denn für ein gelingendes Krisen- und Notfallmanagement müssen die entsprechenden Akteure und ihre Prozesse optimal ineinandergreifen. Darüber hinaus wurden Empfehlungen ausgesprochen, die die Träger in der Arbeit mit ihren Freiwilligen umsetzen können, um ihre Sicherheit zu erhöhen.

Inge Sauren

Voneinander lernen – Fachaustausch des Zivilen Friedensdienst

Mitte Oktober fand der erste internationale trägerübergreifende Fachaustausch des ZFD in Berlin statt. Eingeladen hatte dazu das Konsortium ZFD unter dem Thema: „Vergangenheitsarbeit – Unterschiede und gemeinsame Grundlagen in der weltweiten Arbeit des ZFD“. Nach Angaben des Konsortiums waren unter den vierzig Teilnehmenden Ver-

treterinnen aus Partnerorganisationen und Fachkräfte aus mehr als zehn Ländern sowie Mitarbeitende aus ZFD-Trägerorganisationen in Deutschland, die sich im Bereich der Vergangenheitsarbeit engagieren.

In Workshops, Diskussionsrunden und Exkursionen hatten die Teilnehmenden Gelegenheit, sich wechselseitige Einblicke in den Umgang mit Vergangenheitsbewältigung und Erinnerungskultur in ihrem jeweiligen Länderkontext zu geben und Erfahrungen, Methoden, Herausforderungen und Erfolge aus der praktischen Arbeit zu diskutieren. Gemeinsam wurden erfolgreiche Ansätze und Strategien herausgefiltert, die auch auf andere Kontexte übertragen werden können. Der Fachaustausch half außerdem dabei, Kontakte zu knüpfen und einen langfristigen Austausch über Ländergrenzen hinweg zu beleben.

Katharina Engels /

Foto: Konsortium ZFD



Auf der Suche nach kreativen Methoden in der Advocacy Arbeit



Zur Methode Participatory Video gehört auch der Umgang mit der Kamera

Wie Participatory Video wirkungsvoll eingesetzt und Lobbyarbeit stärken kann, darum ging es vom 19. bis 25. Oktober im Training zu Participatory Video mit Lisa Glahn von myview in Freetown/Sierra Leone. Vertreterinnen aus sechs ZFD-Partnerorganisationen nahmen teil, darunter auch die dort tätigen ZFD-Fachkräfte. Organisiert hatte die Weiterbildung Elke Schäfter, die ZFD-Partnerorganisationen in Sierra Leone bei ihrer Advocacy- und Medienarbeit berät.

Im Workshop ging es ums Geschichten erzählen und wie es sich anfühlt vor der Kamera interviewt zu werden. Die Teilnehmenden entwickelten Storyboards und trainierten den Umgang mit der Kamera. Sie diskutierten welche Formate sich für Advocacy eignen und was eine gute PV-Begleitung ausmacht. Am fünften Tag gingen die Teams auf die Straße, um ihre ersten Ideen umzusetzen. Heraus kamen kurze Filme zur Arbeit in Steinbrüchen, den Folgen des Sandabbaus, dem Überleben ohne sauberes Wasser oder was Jugendliche mit Freetown verbinden.

Die ZFD-Partnerorganisationen in Sierra Leone haben sich vorgenommen, die Teilhabe junger Menschen an politischen Entscheidungsprozessen zu stärken, Mädchen und Frauen zu ermutigen, von ihrem

Recht auf Bildung und Gesundheit Gebrauch zu machen oder die faire Nutzung natürlicher Ressourcen zu fordern. Um die dafür notwendigen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen zu bewirken, setzen sie auf das Empowerment der Betroffenen. Doch meist klafft eine Lücke zwischen ihnen und den politischen Entscheidungsträgern. Nichtregierungsorganisationen besetzen zwar häufig diese Leerstelle. Doch den Dialog herzustellen und in enger Abstimmung mit denjenigen zu bleiben, für die man sich einsetzt, gelingt nicht immer. Bei Participatory Video stehen die Betroffenen im Fokus. Sie bestimmen die Themen und entscheiden wie und wo sie kommuniziert werden. Der kreative Prozess selbst trägt zum Ermächtigen bei. Dies erfordert auf Seiten der Partner die Bereitschaft, die eigene Rolle bei der anwaltschaftlichen Arbeit zu reflektieren.

Das Training ist der erste Schritt in einem sechsmonatigen Prozess, in dessen Verlauf die Partner ihre Pilotprojekte, die sie während des Workshops entwickelt haben, mit ihren Zielgruppen umsetzen. Lisa Glahn betreut während dieser Zeit die Teams online. Im März 2018 kommen dann die Partner wieder zusammen, um sich über ihre Ergebnisse auszutauschen.

Elke Schäfter



Información: (591-2) 2420736
www.iseatbolivia.org

WIR MACHEN IHRE ENTWICKLUNGSPROJEKTE ERFOLGREICHER

Foto: Florian Kopp

Sie suchen passende Fachkräfte für Ihr entwicklungs-
politisches Engagement?

Fragen Sie uns! Wir beraten und unterstützen Sie im
gesamten Personalvorhaben – von der Stellenbeschrei-
bung über die Personalauswahl und Qualifizierung bis hin
zur Vertragsgestaltung und zur sozialen Absicherung im
Ausland.

Interesse? Lassen Sie uns ins Gespräch kommen!

Ihr Ansprechpartner:

Michael Detscher, Tel. 0221/ 8896-220
michael.detscher@ageh.org

**AGEH – der Personaldienstleister
für Entwicklungszusammenarbeit**

Wir sind der staatlich anerkannte Personaldienst der
deutschen Katholiken für Entwicklungszusammenarbeit.
Seit über 50 Jahren vermitteln wir Fachpersonal in
Entwicklungsprojekte und beraten Organisationen,
Hilfswerke und Unternehmen.

www.ageh.de

AGEH 
mitmenschen.

Arbeitsgemeinschaft für
Entwicklungshilfe e.V.